

schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen

reden reden reden reden reden  
reden reden reden reden reden  
reden reden reden reden  
reden reden reden reden reden  
reden reden reden reden reden

## Artikel

Marie-Louise  
Gubler  
So vielerlei Arten  
von Sprachen  
gibt es in der  
Welt, und keine  
ist ohne sinn-  
vollen Laut . . .  
(1 Kor 14, 10 f)  
Sprache und  
Sprachen

*In einer multikulturellen Welt gibt es nicht nur verschiedene nationale Sprachen, sondern auch kulturell und schichtspezifisch bedingte „Sprachen“, die viel von den Werten und vom Lebensgefühl ihrer Sprechenden verraten. Sprache ist aber nicht nur Medium der Verständigung, sondern kann auch Instrument der Ausgrenzung sein. Zudem haben alle unsere Wörter eine „Mißbrauchsgeschichte“. Wie soll da eine Verkündigungssprache klingen, wie soll von Wörtern wie Gott, Gnade, Sünde, Erlösung usw. gesprochen werden, wenn sie zu „ausgebeuteten Begriffen“ verkommen sind? Gubler zeigt anhand biblischer Texte auf, wie der Umgang mit dem Wort der Verkündigung verbessert und „wirkmächtiger“ gestaltet werden kann.*  
red

„Wie hat Ihr Tag heute begonnen? Am Arbeitsplatz den Computer eingeschaltet, den Web-Browser angeworfen und zweimal um den Erdball gesurft? . . . je nach dem Grad der Elektronisierung sich beim Provider eingewählt, und mit einer kurzen Datenübertragung Ihre persönlichen E-Mails auf Ihren PC geladen . . .“ lese ich am 8. Dezember in der Zeitung aus Zürich, wo heute kein kirchlicher Feiertag ist. Und im Pfarrblatt wird das „Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria“ angekündigt – volkstümlich

verkürzt als „Mariä Empfängnis“ oder „Unbefleckte Empfängnis“ – und damit die gängigen Mißverständnisse dieses Festes (als handle es sich um die jungfräuliche und wunderbar verkürzte Schwangerschaft Marias bis zur Geburt Jesu) gefördert. Und wie soll jungen Menschen – nach dem Ausräumen des Mißverständnisses – erklärt werden, was „Erbsünde“ eigentlich meint? Der sprachliche Kontrast zwischen Zeitungsalltag und Kirchensprache könnte nicht größer sein. In einer multikulturellen Welt gibt es nicht nur verschiedene nationale Sprachen, sondern auch kulturelle und schichtspezifisch bedingte „Sprachen“, die viel von den Werten und vom Lebensgefühl ihrer Sprechenden verraten (so wird etwa bei herkömmlichen Medikamenten die „Einnahme“ einer bestimmten Dosis angegeben, bei homöopathischen Arzneimitteln dagegen oft von „Gabe“ und „Gabenhäufigkeit“ gesprochen – kleine, doch nicht unbedeutende Nuancen). Wo Abgrenzung zum politischen Programm erhoben wird, wird die Sprache „nationalisiert“, d. h. etwa aus der gemeinsamen serbokroatischen Sprache serbische bzw. kroatische Eigenheiten eliminiert oder in Frankreich die bedrohte Frankophonie von Amerikanismen „gereinigt“. Im belgischen Sprachenstreit wird die französische Sprache als Instrument der Beherrschung über die flämische Mehrheit empfunden, und das Verbot der kurdischen Sprache in der Türkei ist Ausdruck einer kulturellen und politischen Unterdrückung. Sprache ist nicht nur *Medium der Verständigung*, sondern auch *Instrument der Ausgrenzung* (wer die Sprache eines Landes nicht spricht, bleibt fremd) oder Mittel der Beheimatung und Zugehörigkeit (das erklärt die Mühe vieler Deutschschweizer mit der nur geschriebenen Schriftsprache und die Zunahme der Dialekte in den Medien, aber auch das Ringen der Rätoromanen um eine gemeinsame Schriftsprache, die ihre gesprochenen Idiome vor dem Aussterben bewahren könnte).

Wie soll eine *Verkündigungssprache* klingen, welche die Erfahrung ernst nimmt, daß alle unsere Wörter auch eine *Mißbrauchsgeschichte* haben, wie Luise Schottroff bemerkt – wie etwa der Begriff „Bewegung“, der sowohl für die Jesusbewegung wie die nationalsozialistische Bewegung gebraucht wurde? Ihrer Schlußfolgerung ist beizupflichten: „Es gibt keine unschuldigen Wörter“.<sup>1</sup> Wie soll schließlich von Gott gesprochen werden, wenn das *Wort Gott* „zum letzten der wörter / zum ausgebeutetsten aller begriffe / zur geräumten metaphor / zum proleten

<sup>1</sup> L. Schottroff, *Befreiungserfahrungen. Studien zur Sozialgeschichte des Neuen Testaments*, München 1990, 273.

der sprache“ (Kurt Marti) geworden ist?<sup>2</sup> Daß Dürrenmatt nach 26 Jahren aus seiner 1952 erstmals erschienenen Erzählung „Der Tunnel“ in einer Neuausgabe den letzten Satz mit dem Wort „Gott“ strich („Gott ließ uns fallen. Und so stürzen wir denn auf ihn zu“), hatte als Ursache verfehlte Deutungen seiner Interpreten aufgrund seiner biblischen Anspielungen auf die Rotte Korah. Der religiösen Vereinnahmung, die dem provokativen Text den Stachel zog und in der Rede von „Gott“ ein Hoffnungssignal statt des beabsichtigten Schrecklichen und Unheimlichen sah, mußte der Verfasser wehren.<sup>3</sup> Ist Sprache Quelle der Mißverständnisse, wie im Kleinen Prinzen von Saint Exupéry erklärt wird?

Wie soll schließlich die *biblische Sprache* aus einer vergangenen orientalischen Welt heutigen Menschen verstehbar gemacht werden, zumal sie in hebräischen oder griechischen Texten erhalten ist, die für die meisten nur in Übersetzungen zugänglich sind? Texte sind vielschichtige Gewebe (lat. *textus!*), und ihre Lektüre ist von der „Brille“ des Lesenden bestimmt (ob es z. B. die befreiungstheologische, die dogmatische oder feministische Optik ist). Wie können diese Texte neu gehört werden, damit sie zu heutigen Menschen „sprechen“?<sup>4</sup>

Die Bibel enthält eine eigentliche Wort-Theologie. (Das hebräische *dbar* meint ja nicht einfach den Begriff oder das Sprechen, sondern die Sprache selbst, über die gesprochen wird in ihrem Ereignischarakter). Gottes gesprochenes Wort *schafft* und *ordnet* den Kosmos (Gen 1). Seine am Sinai zu Mose gesprochenen und von diesem an Israel vermittelten Worte sind darum nicht einfach Gebote oder Verbote, sondern das „Zehnwort“ (Dekalog), dessen Existenz für den Beter „Licht und Leuchte“ ist, ihn *belebend* und seine Schritte auf den richtigen Weg *lenkend*.

Auf dieses Wort wartet er sehnsüchtig: „Ich harre auf dein Wort“ (Ps 119, 81). Gott sendet sein befehlendes Wort zur Erde, und sie wird von Schnee und Regen beschenkt, aber auch mit Feuer, Hagel und Sturmwind verheert (Ps 147, 13; 148, 8). Das Wort, das Gott gegen Jakob

<sup>2</sup> K. Marti, Die Passion des Wortes „Gott“, in: H. R. Schwab (Hg.), Geistliche Gedichte. Deutsche Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart, Frankfurt 1983, 302–303.

<sup>3</sup> Vgl. die Ausführungen von K. J. Kuschel, Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1997, 194–207. „Wir stehen hier vor der bemerkenswerten Tatsache, daß ein Autor das Wort Gott aus seinem eigenen Text verbannt, um die ‚Sache‘ neu zu verschärfen.“ (205)

<sup>4</sup> Auf ein besonderes Problem weist Lisl Steiner hin: Die Verdeckung der Sprache durch Geräusche für Schwerhörige in der Kirche (vgl. Wie sollen sie hören, wenn sie nicht verstehen? in: Diakonia 4 [1997] 28. Jg., 279–281).

## Das Wort Gottes als Ereignis

sendet, „fiel in Israel nieder“ (Jes 9, 7), und das bedeutet Krieg gegen jene, „die unheilvolle Gesetze erlassen und unerträgliche Vorschriften machen, um die Schwachen vom Gericht fernzuhalten und den Armen meines Volkes ihr Recht zu rauben, um die Witwe auszubeuten und die Waisen auszuplündern“ (Jes 10, 1 f). Wie der Regen und Schnee nicht in den Himmel zurückkehren, sondern die Erde tränken, so ist auch Gottes Wort: „Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was es will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe“ (Jes 55, 11). Dieses *wirkmächtige Wort* wird den Propheten in den Mund gelegt, damit sie es ausrufen. In der Botenformel „so spricht der Herr“ geben sich diese als Mund Gottes zu verstehen, und darum ist ihre Verkündigung wirksam. „So wahr der Herr lebt, in dessen Dienst ich stehe: In diesem Jahr sollen weder Tau noch Regen fallen, es sei denn auf mein Wort hin“, verkündet Elija dem König Ahab, und die große Dürre bricht an (1 Kön 17, 1). Die Drohworte des Propheten Amos sind in der Sicht des Priesters Amazja von Bet-El „unerträglich für das Land“ und gefährlich für ein königliches Heiligtum, aber auch für den Sprecher selbst (Am 7, 10–17), ja sie untergraben die militärische Wehrbereitschaft wie die Prophetenworte Jeremijas, und da man das Wort nicht ungeschehen machen kann, muß der Sprecher in der Zisterne zum Verstummen gebracht (Jer 38) und die Buchrolle vernichtet werden (Jer 36). Im Schicksal der prophetischen Sprecher – wie besonders deutlich bei Jeremija erkennbar ist – spiegelt sich das Geschick des Wortes. So klagt Jeremija: „Kamen Worte von dir, verschlang ich sie; dein Wort war mir Glück und Herzensfreude“ – aber dann machten ihn eben diese Worte einsam unter den Menschen und bitter, so daß Gott ihm „wie ein versiegender Bach und unzuverlässiges Wasser“ wurde (Jer 15, 16–18). Als ihm der Zugang zum Tempel verwehrt wurde, schrieb Jeremija auf Gottes Geheiß eine Buchrolle, und Baruch las daraus dem Volke vor, mußte sich aber vor den Beamten mit dem Propheten verbergen. Die Schriftrolle wurde konfisziert und dem König vorgelesen, der sie abschnittsweise verbrannte, „und niemand erschrak, und niemand zerriß seine Kleider, weder der König noch irgendeiner seiner Diener, die alle diese Worte gehört hatten“ (Jer 37, 24). Hätten sich Jeremija und Baruch nicht verborgen, wäre ihnen wohl das gleiche Schicksal wie dem Buch widerfahren. Auch mit der zweiten Niederschrift findet Jeremija beim Nachfolger Zidkija kein Gehör, obschon der König den Propheten heimlich aus dem Kerker holt und fragt: „Ist ein Wort vom Herrn da?“ (Jer 37, 17) Einen

Propheten kann man mundtot machen oder selbst töten, eine Buchrolle verbrennen, aber da, wo alle Strategien des Königs den Untergang nicht aufhalten können, braucht es dringend ein Gotteswort, so unangenehm es auch sein mag! Und da der König ohne Gotteswort ratlos ist, holt er – wiederum heimlich – den Propheten ein zweites Mal aus der Zisterne und rettet ihn vor dem Hungertod. Hätte Zidkija auf die Weisungen Jeremijas gehört, wäre ihm erspart geblieben, die Hinrichtung seiner Söhne zu sehen, um dann als Geblendeter in babylonische Gefangenschaft deportiert zu werden (Jer 39).

Das *gewaltsame Prophetengeschick* zeigt, wie sehr ihr Wort gefürchtet wurde. Oft blieb den Propheten deshalb nur die Symbolhandlung, wie die „Performance“ Ezechiels, der tagelang Belagerung Jerusalems spielte (Ez 4–5), oder die Zeugung und Namengebung des Jesajasohnes (Schnelle Beute – Rascher Raub) und der „Immanuel“-Protest im Jüngerkreis des Propheten (Jes 8: „Ich will diese Warnung sorgfältig bewahren und die Lehre in meinen Jüngern wie mit einem Siegel verschließen“, V 16).

Wie wirkmächtig das Wort Gottes ist, weiß auch die weisheitliche Schilderung der Pessachnacht: „Als tiefes Schweigen das All umfing und die Nacht bis zur Mitte gelangt war, da sprang dein allmächtiges Wort vom Himmel, vom königlichen Thron herab als harter Krieger mitten in das dem Verderben geweihte Land. Es trug das scharfe Schwert deines unerbittlichen Befehls, trat hin und erfüllte alles mit Tod; es berührte den Himmel und stand auf der Erde“ (Weish 18, 14–16). Dieses Bild von der Tötung der Erstgeborenen hat auch die Christusvision der Offenbarung beeinflusst, in der aus dem Mund dessen, der „Das Wort Gottes“ heißt, ein scharfes Schwert hervorgeht (Offb 19, 15).

Dieses ungemein dichte „Wort“ wird in der jüdischen Weisheitsliteratur und bei Philo von Alexandrien zum verselbständigten, *personifizierten Logos*. Im johanneischen Prolog ist Jesus Christus der inkarnierte göttliche Logos, der Licht und Leben für die Menschen bedeutet, aber von der Welt abgelehnt wurde (Joh 1). Ignatius von Antiochien nennt *Jesus das „aus dem Schweigen hervorgegangene Wort“* und sieht das gewaltsame Prophetengeschick als Folge der Lebensausrichtung alttestamentlicher Propheten auf Christus hin (an die Magnesier 8, 2). An Ignatius anknüpfend nennt Bonhoeffer Christus den „Gegen-Logos“, der sich jeder Einordnung in menschliche Logoi versagt und dessen Geheimnis dem kritischen Denken verhüllt bleibt. Nur im Raum der Kirche kann

Eine Zeit zum Reden  
und eine Zeit zum  
Schweigen

die Frage „Wer bist du?“ adäquat gestellt und das Selbstzeugnis Jesu, das „im Rücken jeder Theologie“ liegt, vernommen werden.<sup>5</sup>

Es gibt Situationen, in denen Sprechen lebensgefährlich ist – dies haben die Propheten erfahren und ihre Botschaft in Gleichnissen oder Symbolhandlungen versteckt (wie etwa Natan vor König David, vgl. 2 Sam 12, 1–4). Eine bewegende Geschichte schweigenden und doch beredten Protestes wird uns von Rizpa, der Nebenfrau Sauls, berichtet: König David sieht die Ursache einer dreijährigen Dürre in einer ungesühnten Blutschuld auf dem Haus Sauls. Zur Wiedergutmachung liefert er den geschädigten Gibeoniten sieben Saulnachkommen zur Hinrichtung aus, darunter die zwei Söhne der Rizpa. Was blieb der betroffenen Mutter angesichts der realen Machtverhältnisse? Ihre „Sprache“ ist ein Protestzeichen: Sie nimmt grobes Sackleinen an den Hinrichtungsort und bleibt dort monatelang draußen bei den Toten, Tag und Nacht (von der ersten Gerstenernte im Frühling bis zum Spätherbst!). Sie wehrt Geier und Schakale ab, bis der erste Herbstregen sich über die Gehängten ergießt. Von dieser wortlosen „Sprache“ beeindruckt, kann der König den Toten das Begräbnis nicht mehr verweigern und läßt sie im Familiengrab Sauls beisetzen (2 Sam 21). Wie Rizpa handeln auch die Frauen von Jerusalem und die galiläischen Jüngerinnen Jesu bei seiner Kreuzigung. Die öffentliche Klage ist Bekenntnis zum Geächteten, ihre trauernde Präsenz Zeichen der Solidarität, ihr Gang zum Grab Verzicht auf die Festfeier Israels. Dort, wo Begriffe und Worte an ihre Grenzen gelangen und Verstummten die Sprache fehlt, bleiben nur mehr *Gesten der Betroffenheit und des Protestes*. Etwas von dieser wortlosen Sprache hat Markus in seinem Grabbericht eingefangen, wenn er die Aufmerksamkeit zweimal auf den großen Rollstein lenkt: hier ist das Ende aller menschlichen Möglichkeiten markiert, „der Stein war sehr groß“ (Mk 16, 4). In der prophetischen Metaphorik können Steine lauter schreien als Worte. Wegen des schlimmen Zustandes Israels, wegen Habsucht und Ausbeutung heißt es bei Habakuk: „Es schreit der Stein in der Mauer, und der Sparren im Gebälk gibt ihm Antwort“ (Hab 2, 11) – ein Wort, das Jesus beim Einzug in Jerusalem aufgreifen wird, als die Pharisäer die jubelnden Jünger zum Schweigen bringen wollen: „Wenn sie schweigen, werden die Steine schreien“ (Lk 19, 40). Und so gilt für ge-

<sup>5</sup> D. Bonhoeffer, Christologie-Vorlesung 1933, Nachschriften 166–176.

wisse Situationen die weisheitliche Einsicht: „Der Weise schweigt bis zur rechten Zeit“ (Sir 20, 11).

Er redete zu ihnen in Gleichnissen

Jesus hat seine Botschaft von Gott und seiner neuen Welt auf mehrfache Weise erfahrbar gemacht: Er hat die Menschen seiner Zeit über alle religiösen Schranken hinweg in seiner Wanderbewegung angenommen oder sich in ihre Tischgemeinschaft aufnehmen lassen – eine „Sprache“, die seine Kritiker als ungehörig mißbilligten; er hat kranke Menschen Heil als Gesundung an Leib und Seele erfahren lassen – eine „Sprache“, die ihm als Teufelspakt gedeutet schließlich den Tod brachte; er hat unzählige Alltagsgeschichten so erzählt, daß sie auf Gott hin durchsichtig wurden und die Hörenden in Bewegung brachten – eine Sprache, die bis zum heutigen Tag nichts von ihrer *Rätselhaftigkeit* und *Mehrdeutigkeit* verloren hat und Generationen von Exegeten zu immer neuen Interpretationen herausforderte. So ist Jesus schließlich selber „*das Gleichnis Gottes*“, wie ein kleines Büchlein von E. Schweizer lautet.<sup>6</sup> Denn metaphorisches Reden ist nicht nur pointiertes Reden, das in uns Erfahrungen wachruft, sondern entscheidend bei der Botschaft der Gleichnisse Jesu ist, daß er es ist, der sie erzählt. Jesus lebte seine Gleichnisse in seinem Wirken: was er tat und was er sagte, paßte zusammen. Die Freude über das Wiederfinden der verlorenen Drachme oder des verlorenen Schafs (Lk 15) wurde anschaulich in Jesu Einkehr bei Zachäus; der Sauerteig, den eine Frau unter einen großen Trog Mehl mischte, bis alles durchsäuert war (Lk 13, 21) wurde spürbar in der immer größer werdenden Menschengruppe, die Jesus begleitete; der Schuldenerlaß von 10.000 Talenten für den hartherzigen Gläubiger (Mt 18, 23–35: eine unvorstellbare Summe, die die Jahreseinkünfte Herodes' des Großen um das Elffache und das Steueraufkommen von ganz Galiläa und Peräa um das Fünfzigfache übertraf!) wurde in der Zusage der Sündenvergebung von unzähligen Menschen erlebt. So kommt in den Gleichnissen Jesu die neue Welt Gottes (die Gottesherrschaft) nicht nur machtvoll und beunruhigend auf die Einzelnen zu, sondern *ereignet sich zeichenhaft* in dieser Erzählgemeinschaft. In die Linie prophetischer Symbolhandlungen gehörte vor allem die Tischgemeinschaft mit geächteten Menschen, die mehr war als eine Demonstration sozialer Offenheit und in ihrem religiösen Sinn auch von den Kritikern verstanden wurde (vgl. Lk 15, 2; 19, 7), und sein Ritt nach Jerusalem auf einer Eselin als der gewaltlose Friedens-

<sup>6</sup> E. Schweizer, Jesus, das Gleichnis Gottes. Was wissen wir wirklich vom Leben Jesu? Göttingen 1995.

„Was wir geschaut  
und was unsere Hände  
angefaßt haben, das  
verkünden wir: das  
Wort des Lebens“  
(1 Joh 1, 1)

könig Israels (Mk 11, 1–11). Es ist diese unlösbare *Einheit von Wort und Tat*, die Jesu Zuhörerinnen und Zuhörern das Herz zum Verstehen öffnete.

Dem bettelnden Gelähmten an der schönen Pforte in Jerusalem befiehlt Petrus, ihn anzusehen, dann faßt er ihn bei der Hand und heißt ihn „im Namen Jesu Christi, des Nazoräers,“ aufzustehen (Apg 1, 1–10); dieses Apostelwort ist so wirksam, daß der Geheilte Gott lobend herumspringt. Die Kraft im Wort der Apostel erinnert an jene der Prophetenworte. Für Lukas wirkte der gleiche Gottesgeist in den Propheten und Aposteln und ihrer Verkündigung. Die Furchtlosigkeit dieser einfachen Leute und ihre freimütigen Worte lösen im Hohen Rat Verwunderung aus, und der Einschüchterungsversuch durch Redeverbot mißlingt: „*Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben*“ (Apg 4, 20). Das Wort drängt aus ihnen heraus, so daß auch Paulus sagen wird „*Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!*“ (1 Kor 9, 16). Die erstaunlich rasche Ausbreitung des Evangeliums im Mittelmeerraum ist nicht nur durch die einmalige Situation bedingt, daß überall Griechisch gesprochen wurde, sondern auch durch diese Einheit von Sprache und Leben. Die Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Jesu gaben in ihrer Verkündigung Anteil an dem, was sie selber gepackt und verändert hatte. Die große Sorge des Apostels Paulus war darum, daß der christliche Gottesdienst nicht zur Insider-Feier verkam, in der begeisterte Zungenredner dominierten und nur auf ihre eigene Erbauung aus waren. Paulus vergleicht im ersten Brief an die Gemeinde von Korinth das ekstatische Zungenreden mit Musikinstrumenten, die undeutliche Töne hervorbringen und deren Melodie darum nicht erkennbar ist: „So ist es auch mit euch, wenn ihr in Zungen redet, aber kein verständliches Wort hervorbringt. Wer soll dann das Gesprochene verstehen? Ihr redet nur in den Wind.“ Es liegt ihm viel daran, daß das unverständliche Zungenreden durch einen Propheten ausgelegt wird und die ganze Gemeinde dadurch aufbaut wird, ja vor der Gemeinde will er lieber „fünf Worte mit Verstand reden, um auch andere zu unterweisen, als zehntausend Worte in Zungen stammeln“. Wahrscheinlich hat er mit dieser Relativierung der ekstatischen Gebetsprache bei den Korinthern Anstoß erregt, galt diesen doch das Zungenreden als Zeichen der Geisterfülltheit. Der Apostel aber hat die „Unkundigen oder Ungläubigen“ im Blick, die in die Gottesdienstversammlung kommen und durch das prophetische Wort betroffen anerkennen sollen „Wahrhaftig, Gott ist bei euch!“. Bei einem chaotischen

Durcheinander von Zungenreden müßten sie sich in einem Irrenhaus wähnen. Der Gemeinde legt er ans Herz, sich um *Verständlichkeit* zu bemühen und ihre Überbewertung des Zungenredens zu relativieren: „Es gibt wer weiß wie viele Sprachen in der Welt, und nichts ist ohne Sprache. Wenn ich nun den Sinn der Laute nicht kenne, bin ich für den Sprecher ein Fremder, wie der Sprecher für mich. So ist es auch mit euch“ (vgl. 1 Kor 14, 1–25). Das „*Wort des Lebens*“ darf nicht Privatbesitz einiger Kundiger werden, sondern ist *für alle gesprochen*.

Damit wir durch den  
Trost der Schrift  
Hoffnung haben . . .

Als Paulus sein theologisches Testament an die Christengemeinde von Rom schrieb (wahrscheinlich von Korinth aus), blickte er auf ein reiches Missionswerk im Osten zurück. Er schreibt von seiner geplanten Jerusalemreise zur Überbringung der gesammelten Kollekte und von einer neuen Tätigkeit im Westen (Röm 15, 14–33). Die Mission des Apostels ist wie in allen Regionen von Auseinandersetzungen, Anfeindungen und Gefahren geprägt, und oft steht nicht nur die Lehre, sondern auch die Person des Paulus im Zentrum der Konflikte. Angefochten, chronisch krank und überanstrengt, in drohender Todesgefahr – besonders in Ephesus – muß er immer wieder neu seinen Standort suchen. Und da erkennt er: „*Alles, was einst geschrieben worden ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben, damit wir durch Geduld und durch den Trost der Schrift Hoffnung haben*“ (Röm 15, 4). Die Schrift ist die Hebräische Bibel – für den einstigen Pharisäer jenes Wort Gottes, das unwiderruflich ist und seinem Evangelium vom Christus Jesus Grund und Tiefe gibt. Trost, Geduld und Hoffnung schenkt das geschriebene Wort dem, der es zu leben versucht. Beim Tod der wichtigsten Augenzeugen des Lebens Jesu stand die frühe Kirche vor der Aufgabe, die Botschaft des Evangeliums kommenden Generationen weiterzugeben. Die Entstehung des Neuen Testaments hängt mit diesem Generationenwechsel, aber auch mit der Loslösung vom jüdischen Mutterboden (nach dem Fall Jerusalems um 70) und mit der Ausbreitung des Christentums in der antiken Oikumene zusammen. Eine einmalige Sprachsituation erleichterte die Abfassung: „Alle Welt“ sprach Koiné-Griechisch – auch wenn zwischen der einfachen Volkssprache des Markusevangeliums und der literarisch anspruchsvollen Diktion des lukanischen Doppelwerkes oder den philosophischen Anleihen der Paulusbriefe (Stoa, Diatribe) Welten liegen! Als *geschriebenes Wort der Verkündigung* wurde das Neue Testament – ähnlich der Buchrolle des Propheten Jeremija – zum Vermächtnis der ersten christlichen Gemeinden an die nachkommenden Generationen.

Euangelion ist gute  
Botschaft . . .

„*Euangelion ist ein Griechisch wort / und heisset auff  
Deusch / gute Botschaft / gute Mehre / gute Newezeitung / gut Geschrey / dauon man singet / saget und frö-  
lich ist . . .*“ (Martin Luther)

Als *buchgewordenes Wort Gottes* überdauerte die Bibel Jahrhunderte. Liebevoll schrieben sie Mönche in mittelalterlichen Skriptorien ab, meditierend und schweigend; in den Gottesdiensten wurde das Evangeliar ehrfürchtig vorangetragen und mit Weihrauch geehrt; die ersten Leseerfahrungen machten Scholaren mit der Bibel, und die biblischen Erzählungen zierten als Fresken Kirchen und Kapellen. Doch zunehmend verstanden nur mehr lateinkundige Kleriker und Gelehrte die Texte, den einfachen Leuten blieben sie uneröffnet. Und je mehr der Predigt-dienst im späten Mittelalter darniederlag, desto weiter weg entwickelte sich die Volksfrömmigkeit. Daß Luthers deutsche Übersetzung der Bibel so breite Resonanz fand, hat zunächst mit der Situation des beginnenden 16. Jahr-hunderts zu tun. Das um die Jahrhundertwende (von 1500) erwartete Strafgericht Gottes über eine zutiefst reformbe-dürftige Kirche (nicht zuletzt nach der „Babylonischen Gefangenschaft“ der Päpste in Avignon von 1309–1377 und dem „frommen Zahlenrausch“ gestifteter Messen, Wallfahrten, Reliquien und Ablässe) rief nach einer neuen Orientierung an den Quellen des Glaubens. Girolamo Savonarolas Predigt gegen die Mißstände in der Kirche (1498 in Florenz hingerichtet) mobilisierte die Massen. Jan Hus in Böhmen, John Wiclif in England und schließlich Martin Luther, Huldreich Zwingli und Jean Calvin gaben dem weitverbreiteten Leiden an der Kirche eine zündende Sprache. Gegen die als korrupt empfundene Institution errichtete Calvin seine „Cité de Dieu“ in Genf, sichtbarer Ausdruck dafür, daß Religion keine Privatsache, sondern Manifestation der Herrschaft Gottes in der Welt sei. Alles war im Umbruch: Christoph Kolumbus hatte neue Kontinente entdeckt, mutige Laien wie Charitas Pirkheimer und Thomas Morus (enthaupet um 1535) beriefen sich gegen die staatliche Macht auf ihr Gewissen. Erstmals um 1455 hatte Johannes Gutenberg in Mainz die Bibel in 150 Exemplaren gedruckt und mit dem *Buchdruck* eine ganz neue Möglichkeit der Verbreitung geschaffen.<sup>7</sup> In dieser Epoche radikaler Umbrüche wurde die übersetzte und gedruckte Bibel schließlich allgemein zugänglich. Luthers Bibelübersetzung war nicht die erste und auch nicht

<sup>7</sup> Allerdings war eine solche gedruckte Bibel nur für Reiche erschwinglich, mußte doch dafür der Gegenwert von 2–3 Bauerngütern investiert werden. Für jedes der 30 Pergamentexemplare wurden die Häute von 170 Kälbern (andere Angaben: 200 Lämmer) benötigt, 120 Exemplare wurden auf Papier gedruckt.

die einzige, wohl aber die geschichtlich wirksamste. In der Vorrede zum Neuen Testament weist auch Luther auf den Zusammenhang zwischen Glauben und Leben hin: es genügt nicht, „seine wercken und Geschichte wissen“, sondern sich glaubend anzueignen „Wenn die stim kompt / die da sagt / Christus sey dein eigen mit leben / leren / wercken / sterben / auferstehen / vnd alles was es ist / hat / thut vnd vermag“. Der Glaube aber drängt zur Tat der Liebe: „Denn wo die werck vnd liebe nicht er aus bricht / da ist der glaube nicht recht / da hafftet der Euangelion noch nicht / vnd ist Christus nicht recht erkandt. Sihe / nu richte dich also / in die Bücher des newen Testaments das du sie auff diese zu lesen wissest.“<sup>8</sup> Im Ringen um die Reform der Kirche wurde die Bibel nicht nur zur *Quelle* der Frömmigkeit für den Einzelnen, sondern auch zur *Waffe* im Kampf gegen die Feinde im päpstlichen Lager, die in apokalyptischer Weise als teuflische Gegenmacht erfahren wurden.<sup>9</sup> Eigentlich wäre am Ende des 20. Jahrhunderts die Frage zu stellen, ob nicht die gesellschaftlichen Revolutionen und die in immer schnellerem Tempo erfolgenden technologischen Veränderungen einen ähnlichen Ruf nach Neuorientierung und Rückkehr zur Quelle bewirken könnten. Zumindest in der europäischen Welt scheint dies aber nicht der Fall zu sein – im Gegensatz zu Basisgemeinden in Asien und Lateinamerika. Zwei entgegengesetzte Tendenzen sind bei uns zu beobachten: zum einen das völlige Unverständnis religiöser Begrifflichkeit vor allem bei Jugendlichen, zum anderen das Festhalten an vertrauten biblischen Schlüsselbegriffen vorwiegend in evangelikalen Kreisen.

Selbst Bibelübersetzungen in umgangssprachlicher Diktion (z. B. „Die gute Nachricht in heutigem Deutsch“) mit erklärenden Vorworten und Lesehilfen sind für junge Menschen oft nicht verstehbar. Wenn in der „Guten Nachricht“ konsequent „*Glaube*“ mit „*Vertrauen*“ übersetzt wird („Wer Gott vertraut, kann vor ihm bestehen und wird leben“, statt: „Der aus Glauben Gerechte wird leben“, Röm 1, 17), ist damit die gemeinte Sache keineswegs verständlicher. Viel eher vermögen ungewohnte Übersetzungen wie etwa die von Walter Jens, Fridolin Stier oder Martin Buber auch nicht kirchlich sozialisierte Menschen durch eine gewisse „Fremdheit“ anzusprechen. Entscheidend aber ist wohl, daß die Lebenswelt des Alltags und die ins kirchliche Umfeld geortete Bibel kei-

<sup>8</sup> D. Martin Luther, Die gantze Heilige Schrifft Bd 3, dtv text-bibliothek 1974, 1965.

<sup>9</sup> Bedeutsam sind auch die Lieder der Reformatoren, z. B. „Ein feste Burg ist unser Gott“ (von M. Luther um 1529) oder Zwinglis „Herr, nun selbst den Wagen halt“ (1525/1529).

ne existentiellen Berührungspunkte mehr zu haben scheinen und damit keine direkte Betroffenheit entstehen kann. Was not tut, wäre nichts Geringeres als prophetische Verkünder, die selber „Wort“ und „Gleichnis“ ihrer Botschaft sind; aber auch Christengemeinden, die nicht nach Angebot und Nachfrage funktionieren, sondern in ehrlichem Eingeständnis unserer Spracharmut den Mut zu einfachen Feiern und Zeichen finden ohne Originalitäts- und Profilierungsanspruch. Menschen, die sich den vergangenen Generationen glaubender Menschen verbunden wissen und im Bewußtsein einer Verpflichtung für kommende Generationen eine *Hoffnung* weitergeben, *die Zukunft offen hält*.

Nur wo Worte wieder mit Hoffnung erfüllt sind, kann der anderen Tendenz begegnet werden: daß *religiöse Begriffe* Garanten für Rechtgläubigkeit werden und eine Insider-Sprache Gleichgesinnter geistige Heimat vortäuscht. „Herr ist Jesus!“ (1 Kor 12, 3), meint bei Paulus nicht ein sprachliches Erkennungsmerkmal der „richtigen“ Christen, sondern ein lebensgefährliches Programm: der so Bekennende verweigert die kultische Verehrung des römischen Kaisers (des Kyrios und Gottes!), um *sein Leben* dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus von Nazaret anheimzustellen und möglicherweise dasselbe Schicksal wie sein Herr zu erleiden! Ähnlich verhält es sich mit dem Gebrauch christologischer Hoheitstitel (Christus, Sohn Gottes, Gott) und einer (meist exklusiv) johanneisch eingefärbten und aus dem Kontext gerissenen Begrifflichkeit, die wie ein Fetisch Sicherheit garantieren soll. Nicht das „Herr, Herr!“-Sagen, nicht einmal das Auftreten als Prophet in Jesu Namen oder das Vollbringen von Wundern ist nach Matthäus entscheidend, sondern die Übereinstimmung von Wort und Handeln („den Willen meines Vaters erfüllen“, Mt 7, 21, vgl. Mt 25, 31–46).

So ist gleichermaßen einer religiösen und theologischen Überhöhung und Entleerung von Sprache wie einer Sprachverweigerung (mit Berufung auf den „privaten“ Charakter von Religion) zu wehren. Der Auftrag, „Rechenschaft über die Hoffnung in uns“ abzulegen (1 Petr 3, 15), bleibt tägliche Herausforderung, damit das Wort „Gott“ und Gottes „Wort“ von Menschen überhaupt gehört und als Geheimnis entdeckt werden kann, denn:

„Du bist der Dinge tiefer Inbegriff,  
der seines Wesens letztes Wort verschweigt  
und sich den anderen immer anders zeigt:  
dem Schiff als Küste und dem Land als Schiff.“ (Rilke)<sup>10</sup>

<sup>10</sup> R. M. Rilke, Das Stundenbuch, in: H. R. Schwab (Hg.), Geistliche Gedichte, 1983, 236.